

Ein Sohn schreibt aus Westdeutschland an seinen Vater:

KEINERLEI RÜCKSICHTEN AUF DIE FAMILIE...

Von Prof. Dr. Felix-Heinrich GENTZEN

Wenige Tage nach dem 13. August erhielt ich von meinem in Bonn lebenden Sohne (aus erster Ehe) einen Brief, in dem er mir mitteilte, daß er sich freiwillig zur Bundeswehr als Sanitätsoffiziersanwärter gemeldet habe, um auf diese Weise kostenlos zu einem Medizinstudium zu kommen. Im Endziel winkle ihm eine Privatpraxis, die nach entsprechender Dienstzeit, ihm die Bundeswehr ebenfalls finanzieren würde. Da ihm meine ablehnende Stellung zu diesem Plane von vornherein bekannt war, fügte er seiner Mitteilung folgende Bemerkungen hinzu:

„Sollte ich durch Deine bisherige und auch noch gegenwärtige Tätigkeit in irgendeiner Weise gehindert werden, weiß ich durchaus, dieses Hindernis ohne jegliche Rücksicht auf den Weg zu räumen, ebenso wie ich weiß, was ich zu tun habe, sollte man es mich nicht mit unpassenden Wünschen herantreten. Ich möchte noch einmal betonen, daß auch ich jetzt bei der Ausführung meiner beruflichen Pläne keinerlei Rücksichten auf engere oder weitere Familie weder nehmen kann noch will. Ich denke, daß besonders Du dafür Verständnis haben wirst. Soweit es in Deinen Möglichkeiten steht, möchte ich Dich bitten, etwaige Komplikationen zu vermeiden.“

Vielleicht wird mancher Leser fragen, warum solche Familienkonflikte, Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn, vor der Öffentlichkeit ausbreitet werden. Doch hier handelt es sich nicht nur um einen Familienkonflikt — wenn man will, sogar um eine Familientragödie — sondern um das Schicksal Deutschlands, um die Grund-

fragen seiner weiteren Entwicklung, das in diesen persönlichen Erleben zum Ausdruck kommt. Diese unnatürlich herz- und gefühllos Worte eines Sohnes zu seinem Vater sind mehr als ein generationsbedingtes Aufbegehren eines Sohnes gegen seinen Vater, sie sind das Ergebnis der antihumanistischen, auf einen neuen Weltkrieg orientierenden Erziehung der jungen Generation in Westdeutschland durch die Schule mit Hilfe einer die Politik des deutschen Imperialismus rechtfertigenden verführerischen Geschichtsdarstellung, eines heuchlerischen Scheinobjektivismus, des Revanchismus, und über allem als Leitmotiv stehenden Antikommunismus. Dieser Brief, und besonders die zitierte Stelle, unterstreicht die Richtigkeit der Ausführungen, die der Erste Sekretär der Bezirksleitung Leipzig der SED und Kandidat des Politbüros, Genosse Paul Fröhlich, auf einem Forum in Eilenburg zum Thema „Brüder und Schwestern in beiden deutschen Staaten“ machte: „Mit der gleichen Gewissenlosigkeit, mit der Wilhelm II. Deutsche auf Deutsche hetzte, und befahl, auf Mutter und Vater zu schießen, werden heute in Westdeutschland die Verwandten vieler Bürger der DDR moralisch und körperlich vorbereitet, um auf uns zu schießen. Das ist wahrlich das größte nationale Verbrechen, das von den deutschen Militaristen zielstrebig vorbereitet wird.“ (K. Niemeyer, Gedanken auf einem Forum über das Thema: Brüder und Schwestern. In: Leipziger Volkszeitung, 15. 2. 1962, Nr. 46, S. 3.)

Um meinem Sohn mein eigenes Schicksal zu ersparen

Für diese Berufswahl meines Sohnes, dessen Interessen weder auf militärischem noch auf medizinischem Gebiet, sondern vorrangig auf journalistischem und schriftstellerischem Gebiet liegen, waren ausschließlich ökonomische Rücksichten entscheidend. Für mich war diese Tatsache deshalb noch besonders erschütternd, weil sich in meinem Sohn mein eigenes Schicksal zu wiederholen scheint, das, was die Irrwege betrifft, ich ihm gerne erspart hätte.

Im Frühjahr 1931, auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise, meldete ich mich, noch nicht siebenjährig, als Offiziersanwärter zur damaligen Reichswehr. Ausgangspunkt der Erwägungen, die meinen Vater und mich zu dieser Berufswahl veranlaßten, war nicht irgendeine Liebe zum Soldatenhandwerk, sondern die Hoffnung, auf dem Wege über die Offizierslaufbahn zu einem Studium an der Technischen Hochschule zu kommen, wozu mein Vater, ein damals arbeitsloser Architekt, mir keine finanzielle Unterstützung gewähren konnte.

Meine Bewerbung wurde angenommen. 1932 trat ich in die Reichswehr ein, wurde nach einigen Jahren Offizier, ging dann aber nicht zum Studium an die Technische Hochschule, sondern in den Krieg. Erst Stalingrad und die sowjetische Kriegsgefangenschaft, die ich als die wertvollste Schule meines Lebens betrachtete, lehrten mich erkennen, wem und welchen Zielen ich gedient hatte, nicht der deutschen Nation, wie ich geglaubt hatte, sondern den Profitinteressen der deutschen Monopole. Ich lernte begreifen, daß nur die deutsche Arbeiterklasse, geführt von der Kommunistischen Partei Deutschlands, unser Volk und unsere Nation vor dem Untergang retten und in eine bessere Zukunft führen konnte. Daher schloß ich mich der von Nationalkomitee „Freies Deutschland“ geleiteten Bewegung an und trat den Reihen jener Männer bei, die für ein neues demokratisches und sozialistisches Deutschland zu kämpfen bereit und entschlossen waren. Die führende Kraft dieser Bewegung, das erkannte ich deutlich, waren die deutschen Kommunisten.

Als ich im August 1945 aus der Gefangenschaft nach Deutschland zurückkehrte, um in der damaligen sowjetischen Besatzungszone mein Versprechen einzulösen, und auch meine in Westdeutschland lebende Familie wiederzusehen, fand ich dort kein Verständnis für den Weg, den ich gegangen und der ich weiterzugehen entschlossen war. Da meine Frau mir nicht in die damalige sowjetische Besatzungszone folgen und ich nicht in der britischen Zone

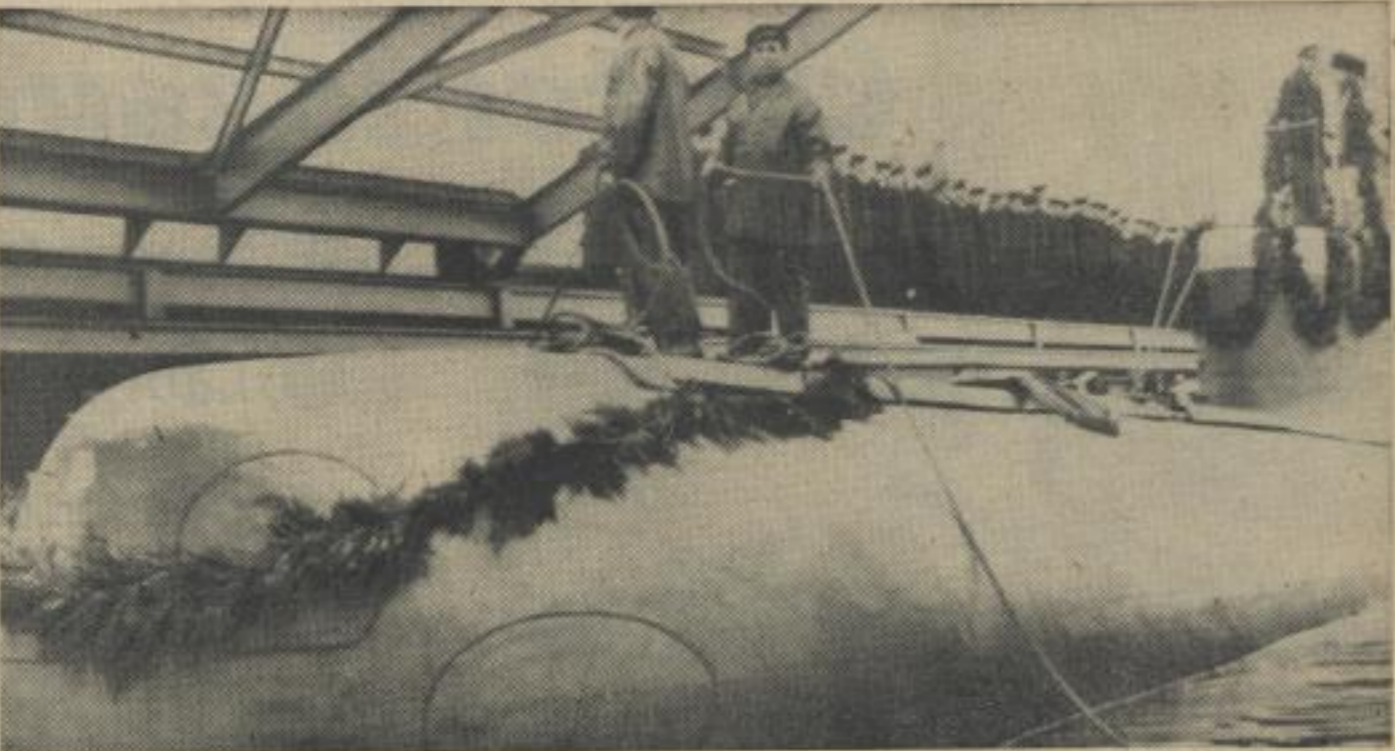
bleiben und zum Verräter werden wollte, zerbrach meine Ehe. Meinen Sohn habe ich seit seinem 6. Lebensjahr nicht wieder gesehen.

Als mein Sohn erwachsen zu werden begann, vertiefte sich unser bisher nur sporadischer Briefwechsel. Ich schickte ihm Bücher, tauschte meine Ansichten mit ihm darüber aus und hoffte, auf diese Weise einen gewissen Einfluß auf seine weltanschauliche Entwicklung nehmen zu können. Er begann sich für meine politische



Entscheidung während des zweiten Weltkrieges, für die Rolle des Nationalkomitees „Freies Deutschland“ zu interessieren und ließ sich von seinen Eltern das Buch des Westberliner Historikers Bodo Scheurig über „Das Nationalkomitee Freies Deutschland und der Bund deutscher Offiziere“ schenken, ein Buch, dessen Grundkonzeption der Antikommunismus ist. Ich besorgte mir ebenfalls dieses Buch, teilte ihm meine Meinung darüber mit und schickte ihm gleichzeitig das Buch Erich Weinerters über denselben Gegenstand, also des Mannes, der als Präsident des NKFD am meisten darüber auszusagen wollte.

In seinen letzten Briefen teilte mir mein Sohn seine watselnden Berufspläne mit, wobei seine persönlichen Neigungen, wie bereits erwähnt auf schriftstellerisch-publizistischem Gebiet lagen. Als ich das erste Mal von seinem Bundeswehrplänen in Verbindung mit dem Medizinstudium hörte, versuchte ich alles, um mit ihm eine persönliche Aussprache herbeizuführen, nachdem alle meine früheren Einladungen ohne Erfolg geblieben waren, um ihn im



Das zweite U-Boot der Bonner Marine. Der Sohn will in diesen aggressiven Streikrüden Dienst tun...

Foto: Zentralbild

letzten Augenblick doch noch von diesem Wege abzuhalten.

Das Ergebnis dieser Bemühungen war sein Brief vom 22. August 1961, den ich hier in ausführlichen Auszügen wiedergebe. Denn er spiegelt die Denkweise eines großen Teiles der westdeutschen Schuljugend wider, die eine bürgerliche bzw. kleinbürgerliche Erziehung genossen hat. In Antwort auf meine Stellungnahme zu Scheurigs Buch schreibt er:

„Weiterhin möchte ich betonen, daß bei uns kein Schriftsteller auf Anordnung des Staates irgendein tendenziöses Buch schreiben würde, wie Du es Herrn Scheurig vorwirfst. Die Regierung würde ein solches Ansinnen auch gar nicht stellen, da wir bekanntlich auf Grund des Bonner Grundgesetzes Presse- und Redefreiheit genießen — soweit es sich nicht um jugend- oder staatsgefährdendes Schrifttum (Hervorgehoben von mir) handelt. Die Objektivität Scheurigs ist, meine ich, schon dadurch bewiesen, daß er das Buch, das Du mir schicktest, auch als Grundlage benutzt hat. Daß Herr Scheurig keine Informationen aus sowjetisch besetzten oder beeinflussten Gebieten vorweist hat, ist dadurch zu erklären, daß es gerade diesen Informationen zum größten Teil an der für solche Arbeit notwendigen Objektivität fehlt. (Sd. hat seine persönlichen Informatio-

„Belastende Familienbeziehungen“ für Erpressung mißbraucht

Im übrigen habe ich aus beiden Büchern dieselbe Erkenntnis gewonnen. Ich kann jetzt bis zu einem gewissen Grade (gemeint ist die Abkehr von Hitler, F.-H. G.) Deine Handlungsweise eingestehen verstehen, wenn auch nicht akzeptieren. Allerdings muß ich sagen, daß ich sie von einem gewissen Zeitpunkt an (gemeint ist mein Bekenntnis zum Kommunismus, F.-H. G.) nicht einmal mehr verstehen, geschweige denn gutheißen kann.

Mit großer Befremdung las ich kürzlich in einer Informationschrift der Bundeswehr (die ist ihm sehr wahrscheinlich aus Anlaß seiner Bewerbung und seiner Vorstellung bei den Bonner Militärdienststellen vorgelegt worden, F.-H. G.), daß Du, wie Du es ja jetzt auch in Deinem Brief bestätigst, noch in der „Arbeitsgemeinschaft ehemaliger Offiziere“ (AeO) tätig bist. In dieser Zeitschrift standest Du in der Reihe der genannten Namen an fünfter Stelle. Allerdings noch als „Dr. Gentzen“ sowie mit der Rangangabe „Major a. D.“. Ich war natürlich sehr erschüttert darüber, daß ich als künftiger Offiziersanwärter vor meinem eigenen Vater gewarnt wurde.“

Es folgt die Schilderung der beachtlichen Laufbahn, von der schon die Rede war, und er fährt fort:

„Mir ist bekannt, daß die Gefahr besteht, daß man möglicherweise mit bestimmten Wünschen an mich herantreten wird, die meinen eigenen Anschauungen zuwiderlau-

Mir ist bekannt, daß die Gefahr besteht, daß man möglicherweise mit bestimmten Wünschen an mich herantreten wird, die meinen eigenen Anschauungen zuwider laufen. Daß dieser Umstand meinen Plänen und meiner Laufbahn hinderlich werden könnte, ist mir ebenfalls klar. Sollte ich durch Deine bisherige und auch noch gegenwärtige Tätigkeit in irgendeiner Weise gehindert werden, weiß ich durchaus dieses Hindernis ohne jegliche Rücksicht aus dem Wege zu räumen, ebenso wie ich weiß, was ich zu tun habe, sollte man es mich mit unpassenden Wünschen herantreten. Ich möchte noch einmal betonen, daß auch ich jetzt bei der Ausführung meiner beruflichen Pläne keinerlei Rücksichten auf engere oder weitere Familie nehmen kann noch will.

Heiner

nen über das NKFD und den BdO ausschließlich bei Benageten eingeholt. F.-H. G.) Außerdem wollte er keinen dieser Leute durch Namensnennung irgendwie gefährden.

mich um Angaben von Adressen meiner Verwandten und ehemaligen Kameraden in Westdeutschland zu bitten, an die er sich wenden könnte, falls sich bei der Durchführung meiner beruflichen Pläne irgendwelche Schwierigkeiten ergeben sollten.“ Er geht dann auf meine zahlreichen Einladungen ein, zu der er „schon wegen der momentanen politischen Lage noch keine Stellung“ nehmen kann.

„Du wirst verstehen, daß ich durch ein eventuelles Treffen und Kennenlernen meine

berufliche Laufbahn nicht gefährden oder in Frage stellen möchte.“

Dieser Brief zerschlug zunächst alle Hoffnungen, meinen Sohn doch noch einmal wiederzusehen und ihm einen Teil meiner Erfahrungen zu übermitteln, die ihn vielleicht von seinem falschen Wege hätten zurückhalten können. Ich brauchte etliche Zeit, bis ich in der Lage war, ihm ohne Zorn und in einer Form zu antworten, die einerseits ihm meinen Standpunkt eindeutig klarmachte, andererseits aber nicht alle Türen zuschlug und ihm den Weg offenließ, doch noch zurückzufinden. Am 9. Oktober schickte ich ihm meine Antwort:

Verlogene Parole von den „deutschen Brüdern und Schwestern“

„Lieber Heiner! Für Deinen Brief vom 22. 8. danke ich Dir. Ich habe ihn ziemlich lange liegenlassen und mir mit der Verantwortung Zeit lassen müssen. Denn Du kannst Dir denken, daß er mich, sowohl was seinen Inhalt als auch seine reichlich arrogante Form anbelangt, sehr erschüttert hat, als auch in bezug auf die Konsequenzen, die ich daraus ableiten muß.“

Daß Du meine nach Stalingrad getroffene Entscheidung nicht begreifen kannst, dürfte mich eigentlich auf Grund Deiner Erziehung im Bonner Neo-Nazi-Staat nicht verwundern, trotz aller von Dir so gern betonten „Objektivität“. Und trotzdem hatte ich gehofft, daß Dir mein Weg doch etwas mehr zu denken geben würde. Du bist jetzt dabei, den gleichen falschen Weg für die gleiche falsche Sache und sogar aus den gleichen Motiven zu gehen, den ich vor 30 Jahren schon einmal gegangen bin, und von dem mich nur Stalingrad frei gemacht hat. Ich hatte gehofft, Dir ein Stalingrad ersparen zu können, ich sehe aber, daß Du über kurz oder lang vor die gleiche Entscheidung gestellt werden wirst. Ich habe das Vertrauen in den in Dir steckenden gesunden Kern, daß Du dann die richtige Entscheidung treffen wirst, die unsere Wege wieder zusammenführen kann. Im Augenblick beschreitest Du einen Weg, den ich auch nicht im entferntesten gutheißen kann. Um Dir ein sorgenfreies Studium zu sichern, verkaufst Du Dich für eine schlechte, ja verbrecherische Sache, es sei denn, daß meine von Dir so kritisierte Tätigkeit in der Arbeitsgemeinschaft ehemaliger Offiziere Dir gegen Deinen Willen doch noch diesen Weg verhaute. Du selbst hast mir ja unverblümt zu verstehen gegeben, daß Du jegliches Hindernis aus dem Wege zu räumen gewillt bist, das Dich an der Ausführung Deiner beruflichen Pläne hindert, also auch Deinen Vater. Du wirst dabei, wie Du schreibst, keinerlei verwandtschaftliche Rücksichten nehmen, d. h. Du wirst auch auf Deinen eigenen Vater schließen, wenn Deine künftigen Vorgesetzten es befehlen. Unter diesen wenig erfreulichen Aspekten, zumal ich keine Neigungen zum Selbstmord habe, wirst Du verstehen, wenn ich zur Unterstützung einer solchen Zwecke dienenden Ausbildung keinen Pfennig mehr übrig habe und wenn ich Dir auf Deine Fragen nach meinem Schulkameraden Zenker (des gefallenen Bruders des heutigen Chefs der Bonner Bundesmarine, F.-H. G.) und meine in Westdeutschland lebenden Verwandten die Antwort schuldig bleibe.

Falls Du doch noch zur Einsicht kommen und Deine Berufspläne ändern solltest, bin ich bereit, für eine entsprechende Ausbildung in der Deutschen Demokratischen Republik Sorge zu tragen.

Indem ich diese Hoffnung nicht aufgeben, verbleibe ich
Dein Vater.“

Mein Sohn hat auf diesen Brief nicht mehr geantwortet, auch nicht, als ich ihm zu Weihnachten das Buch von Rudolf Petershagen „Gewissen in Aufruhr“ schickte.

Meine persönlichen Familienverhältnisse, wie ich sie oben geschildert habe, sind in ihrem Wesen gewiß kein Einzelfall. Es gibt unzählige deutsche Familien, die dank der antinationalen Spaltungspolitik der deutschen Imperialisten zerrissen wurden. Damit wurden alle Entscheidungen, die in solchen Familien getroffen wurden und werden, aus internen Familienangelegenheiten zu wichtigen politischen Entscheidungen, zu Entscheidungen für oder gegen die Interessen der Nation, für den Frieden oder für den Krieg. Das Schicksal der 18-jährigen Schülerin Karin Nettko, die von ihren Eltern gegen ihren Willen nach Westberlin und von da nach Westdeutschland verschleppt wurde und nach dem 13. 8. unter Überwindung großer Schwierigkeiten allein, unter Bruch mit ihren Eltern, in die DDR, ihr sozialistisches Vaterland zurückkehrte (s. Lieselotte Thoms, Das Mädchen und das Vaterland, in: „Neues Deutschland“ v. 17. 2. 1962, Beilage 7), ist ein anschauliches und zugleich ergreifendes Beispiel hierfür.

An meinem aus dem rein persönlichen Bereich genommenen Beispiel geht auch deutlich hervor, wie verlogen die von den westdeutschen psychologischen Kriegern verbreitete Parole von den „deutschen Brüdern und Schwestern“ ist, auf die ein Deutscher doch nicht schließen darf. Sie lassen diese Lösung nur für die DDR gelten, aber selbstverständlich nicht für die Soldaten der Bundeswehr. Der einzige Zweck dieser Parole ist klar und deutlich: die Verringerung des Tempos des Aufbaus des Sozialismus in der DDR und die Schwächung ihrer Verteidigungsbereitschaft. Dazu, daß auch unsere Studenten, bevor sie ihren Zehrendienst in den Reihen unserer Nationalen Volksarmee antreten, das Wesen dieser verlogenen Parole ganz durchschauen, sollen auch diese Zeilen etwas beitragen.

(Zwischentitel von der Redaktion.)

Universitätszeitung, Nr. 8, 22. 2. 1962, S. 3